Das Raſiermeſſer

Eine Fabel von Leonardo da Vinci.

Leonardo hat in der unerſchöpflichen Fülle ſeiner Aufzeichnungen auch einige Erzählungen hinterlaſſen. Eine Fabel ſei hier wiedergegeben:

Das Raſiermeſſer kam eines Tages aus der Handhabe heraus, die ihm als Scheide diente, ſtellte ſich in die Sonne und ſah dieſe ſich auf ſeinem Leibe ſpiegeln. Dadurch wurde es ſehr ſtolz, begann zu überlegen und ſagte zu ſich: „Soll ich wirklich wieder in die Bude zurückkehren, die ich ſoeben verlaſſen habe? Sicherlich nicht; da ſeien die Götter vor, daß ſo herrliche Schönheit ſich zu ſolch niedriger Sinnesart bekenne. Welcher Wahnſinn wäre es, wenn ich mich herabließe, die eingeſeiften Bärte der rohen Bauern zu ſchaben und ein gemeines Handwerk zu üben? Iſt dieſer Körper zu ſolchem Handwerk beſtimmt? Nein, ſicher nicht. Ich werde mich an einen verſteckten Ort zurückziehen und dort in behaglicher Ruhe mein Leben verbringen.“ So verbrachte es mehrere Monate in ſeinem Verſteck. Als es eines Tages wieder ans Tageslicht ſtieg, da bemerkte es, daß es wie eine roſtige Säge ausſah, und daß ſeine Haut nicht mehr in der Sonne glänzte. Zu ſpät bereute es den nicht wieder gut zu machenden Schaden und ſagte zu ſich: „O, wie viel beſſer wäre es geweſen in der Hand des Barbiers, meine nun verlorene ſchöne und ſcharfe Schneide zu üben! Wohin iſt jetzt meine glänzende Oberfläche? Sicher hat ſie der böſe und häßliche Roſt zerfreſſen.“

Solches geſchieht den Körpern, die die Tätigkeit mit dem Nichtstun vertauſchen. Sie verlieren wie jenes Raſiermeſſer die Schärfe ihres Geiſtes und der Roſt der Unwiſſenheit zerſtört ſie.

Schwarzwälder Geſchichten

Erzählt von Hans Thoma.

Aus der bunten Reihe der kleinen Geſchichten ſeien folgende entnommen:

Das beſorgte Bäsle nahm den kleinen Wildfang Otto vor und ſagte ihm, daß er nicht ſo ausgelaſſen ſein ſoll, der liebe Gott ſehe alles, und wenn er ſo auf Bäume und Dächer kletterte, ſo ließe ihn Gott einmal herunterfallen, daß er Arm und Bein breche. Oder, wenn er ſo am Bach herumtolle, ſo laſſe er ihn hineinfallen, daß er ertrinke. Otto ſeufzte, er ſchien in ſich zu gehen und ſagte: „Gelt Bäsle, wenn de lieb Gott nit wär, denn hät mers gut uf de Welt.“

Vater und Mutter hatten einmal bei Tiſch Meinungsverſchiedenheiten, die zur Unzufriedenheit ausarteten. Dem gab der kleine Sohn, indem er für den Vater Partei ergriff, Ausdruck, daß er ſagte: „Gelt, Vater, wenn wir nur die da nicht genomme hätte.“

Eine arme Frau war voll Klagen und ſagt: „I wollt, i wär im Himmel!“ — Da wurde auch der Mann vom Klagen angeſteckt und ſagte: „Jo und i wollt, i wär im Wirtshaus!“ — „Du willſt halt immer 's Beſt ha,“ — meinte darauf die Frau.

Ein bekannter Trinker war in der Heuernte bei einem Bauern im Taglohn; er arbeitete fleißig. — Da kam der Bauer und rief dem Arbeiter etwas neckiſch zu: „Gelt, gelt Broſi, 's macht heiß, im Wirtshaus tät's der wohl viel beſſer g'falle.“ „Ja, ja,“ ſagt der Broſi, „Fidele, du haſt recht; gut, daß du mi dran mahnſt.“ Er warf auch gleich die Heugabel weg — ging ſchnurſtracks ins Wirtshaus und ließ den Bauern allein auf der Wieſe ſtehen.

Volkshumor und Tod

Es gibt keine ernſte Sache auf der Welt, aus der nicht der Humor noch ſeine Funken ſchlüge. So finden wir unter den vielen ernſten Sprüchen über den Tod auch manches luſtige Todesſprüchlein. „Wenn der Tod anklopft, ruft niemand Herein!“ ſagte der Spaßvogel, „denn wenn der Tod kommt, iſt's eine Kunſt zu leben.“ „Hätt' ich für den Tod ein Schwert, das wär' viel tauſend Gulden wert“, kommt ihm dann in den Sinn; aber er tröſtet ſich auch gleich wieder, daß man den Tod nicht fürchten ſoll, weil es noch niemand erlebt hat, daß er geſtorben iſt. Außerdem ſchlägt der Tod wenigſtens „alle böſen Zähne aus“, was auch ein gewiſſer Troſt iſt, ebenſo wie der alte Spruch, daß keiner nicht zweier Tode ſterben kann“. Am liebſten möchte jeder eines „natürlichen Todes“ ſterben, und was das Volk hierunter verſteht, wird in der folgenden Anekdote erzählt: Ein Reiſender fragt den kranken Wirt der Dorfſchenke, warum er keinen Arzt zu Rate ziehe? „Ei,“ geſteht der Kranke, „wir halten in unſerem Dorfe nichts auf Aerzte und ſterben alle gern eines natürlichen Todes!“

Praktiſche Winke.

Erkältungskartarrhe, die ſich in dieſer Zeit leicht einſtellen werden ſehr gelindert durch das folgende Apfelwaſſer: Man zerſchneidet ſechs gute Aepfel mit der Schale, übergießt ſie mit einem Liter brauſend kochendem Waſſer, fügt 50 Gramm beſten Honig und den Saft zweier Zitronen hinzu und läßt dieſes Waſſer eine gute Stunde verdeckt an heißer Herdſtelle ſtehen, ſeiht es darauf durch und gibt davon dem Kranken heiß zu trinken.

Gegen Erkältung und Magenverſtimmung wird des Abends vor dem Schlafengehen eine Taſſe Pfeffermünztee warm getrunken und das Teetrinken bei leichter Diät fortgeſetzt; dies iſt ein wirkſames Mittel, die Unpäßlichkeit zu heben.

Gegen aufgeſprungene Lippen. Das Beſtreichen mit Borvaſeline bewährt ſich am beſten unter den vielen exiſtierenden Heilmittel.

Weiße Zähne bekommt man durch fleißiges Reinigen derſelben mit lauem Waſſer, einem feinem, aus geſchlemmter Kreide, etwas Kampher und Pfeffermünzöl beſtehenden Zahnpulver.

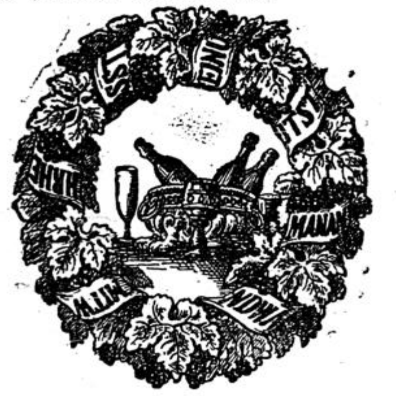
Lackierte Kupfergegenſtände reibt man mit warmem Waſſer, das mit Weineſſig gemiſcht iſt, ab, und trocknet ſie mit weichem Leinwandlappen.

Reinigung imitierter Vergoldung auf Spiegel-, Bilderrahmen uſw. darf nicht durch Seife, Soda, Pottaſche, Borax, Spiritus uſw. erfolgen. Die Vergoldung iſt in der Regel mit Schellack oder Harzfirniß überzogen, die durch obige Mittel löslich iſt. Die Reinigung der imitierten Vergoldung darf nur mit reinem Waſſer geſchehen.

Stromerſparnis kann man auch durch die Verwendung der ſogen. hochkerzigen Osram-Nitra-Lampen, welche mit Gas gefüllt ſind, erzielen. Gegenüber den luftleeren Glühlampen kommt eine Stromerſparnis von 50 Prozent in Frage.

Rätſelecke.

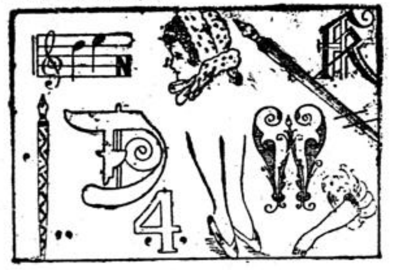
Nr. 138: Problem „Weinkranz“.



Nr. 139: Rechen-Aufgabe.

Aus den je einmal zu verwendenden Ziffern 1 2 3 4 5 6 7 8 9 ſollen drei Brüche gebildet werden, deren Summe 4 beträgt. Gegeben ſei 9/3. Aus den noch nicht benutzten ſieben Ziffern ſind die beiden anderen einander gleichwertigen Brüche zu bilden, in denen Zähler und Nenner durch 7 aufgehen.

Nr. 140: Bilder-Rätſel.



Auflöſungen aus Nr. 44.

Nr. 135. Röſſelſprung-Rebus. Spar Zung' und Zeit Und Gall und Geld, Du ſparſt viel Leid In dieſer Welt.

Nr. 136. Lieder-Rätſel: Karl Loewe.

Nr. 137. Bilder-Rätſel: Eine Katze hat neun Leben.

Verantwortlich für die Redaktion Pet. Becher, Brühl.
Druck und Verlag von P. Becher, Brühl.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage zur Brühler Zeitung und Weſſelinger Zeitung

Nr. 45 Sonntag, den 5. November Jahrgang 1922

Tod und Leben.

Die Stillen die der Hügel deckt,
Sie ſind nicht tot, ſie leben fort,
Denn die im Herrn Entſchlafnen weckt
Sein tröſtliches Verheißungswort.

Vom Winterſchlaf am Leichenſtein
Erwacht die Roſ', um zu verglühn,
Und Menſchenherzen ſchlafen ein,
Im ewg'en Frühling aufzublühn.

Fr. W. Weber.

Leben und Tod.

Eine Allerſeelengeſchichte von Hedda Lengau.

(Nachdruck verboten.)

„Mache, o Herr, daß ich den Tod nicht fürchte, den der nicht ein Aufhören iſt, ſondern ein Uebergang. Nichts iſt außer dir, o Gott! Das mächtige Gebirge, das winzige Käferlein, das im Mooſe lebt — ſie ſind in dir, wie ſie durch dich ſind. Aber ſie vergehen dereinſt und ihre Spur iſt nicht mehr zu finden. Wir aber vergehen nicht, denn wir ſind deines Geſchlechtes! Wir kommen auf einem dunkeln Wege zu dir — mache, daß ich nicht erbange vor der Dunkelheit dieſes Weges, denn das Ziel hinter ihm iſt ja licht und hell und uns gewiß und ...“

„Und das Ziel biſt du“, ergänzte der Sterbende mit halblauter Stimme, aus der aber doch Jubel klang — der Jubel deſſen, der die Welt überwunden hat. —

Die ſchlanken, weißen Frauenhände aber ſchloſſen jetzt das Gebetbüchlein und legten es beiſeite. Ein von wirren, lichtblonden Locken umzittertes Köpfchen neigte ſich dicht heran an das eingefallene, lehmfarbene Geſicht des Mannes, der, immer ſchwächer werdend, ſeinen letzten, ſchweren Kampf auskämpfte.

Gott — Gott — wie grauſam du biſt — wie ungerecht ſind deine Anordnungen! Tauſende von Kranken, Schwerleidenden, Unglücklichen ſehnen den Tod herbei und würden ihn als einen Erlöſer begrüßen und mein blühender Mann — mein einzig Liebes — geſund bis vor wenig Stunden, muß jäh dahingerafft werden durch einen Unglücksfall. O, daß ich dich doch nimmer hätte zur Jagd gehen laſſen! ...

Der Sterbende öffnete die Augen mühſam.

„Suſi, mein Liebling, mein kleines Frauchen, ſei ſtark, tapfer — wir müſſen uns dem Willen des Höchſten beugen. Meine Zeit iſt um, ich ſterbe gern — alles, was mir das Leben gebracht, war köſtlich, auch das Leid, man muß es nur recht verſtehen. Ich ſcheide in Frieden, mit meinem Gott verſöhnt und harre gläubig der Offenbarung des Herrn. Nur du — du, mein armes, kleines Weib — deine zarte Jugend, deine Verlaſſenheit — deine Einſamkeit jammert mich. Ach, daß uns Gott doch Kinder geſchenkt hätte!“

Da ſchrie die verzweifelte Frau bitter auf:

„Gott — Gott — ſprich nicht mehr von Gott! Es kann keinen geben oder er hört uns nicht. Keines Menſchen Schmerzensruf kann die Wolken durchdringen — ein Märchen iſt's, was ſie da ſagen von einem gütigen Vater, der im Himmel thront — Wo iſt ſeine Güte, ſeine Weisheit — ſeine Barmherzigkeit?“

Da ſtöhnte der Sterbende qualvoll auf!

„Suſi — tauſendmal bitterer als der Tod ſind mir deine Worte.“

Jetzt warf ſich die Faſſungsloſe vor dem Lager auf die Knie nieder, ergriff reuig die ſchlaff herabhängende Hand des Verſcheidenden und zog ſie an ihre Lippen.

„Verzeih — o verzeih — wie viel beſſer doch biſt du, als ich! Ich will verſuchen, das Schwere zu ertragen, ich will um die Ergebung ringen und dir ähnlich werden, du Guter.“

Die ernſten Augen, in denen ſchon der Abglanz der Ewigkeit ſchimmerte, hafteten lange und liebevoll auf der weinenden Frau; dann ſanken die Lider langſam herab. Dunkle Schatten breiteten ſich über die verfallenden Züge.

In lautloſer Schwere vergingen die Minuten und das raſſelnde Geräuſch der Atemzüge allein unterbrach die Stille des dämmerigen Gemaches.

Die breiten, maſſigen Konturen des prächtigen, kunſtvoll geſchnitzten Bettes verſchwammen allmählich mit dem Sinken des Tageslichtes. Nur das ſpitze, kalkweiße Geſicht des Schloßherrn leuchtete geſpenſtiſch aus der Umrahmung der ſeidenen Polſter und die durchſichtigen Hände taſteten unruhig über den weichen, goldfarbigen Atlas der Decke. Draußen aber heulte der Sturm, riß das letzte gelbe Laub von den hohen Platanen des Parkes und trieb es in tollen Wirbeln über die ſorglich gepflegten Kieswege. Die Wetterfahne auf dem Schloßturm knarrte, ächzend bogen ſich die ſchon entblätterten Bäumchen des Gartens unter dem Anſturm des Windes und kalte Regenſchauer klatſchten an die hohen, ſchmalen Bogenfenſter.

Ein Eishauch erfüllte plötzlich das Gemach! Der Sterbende ſchauerte fröſtelnd zuſammen.

„Hörſt du den Herbſtſturm, Suſi — fühlſt du, wie kalt er iſt — ach, wie er eindringt in die Hütten der Armen. Wie dann die frierenden Kinder beben, wie doppelt ſchwer der Hunger zu ertragen iſt, wenn keine wärmende Glut den erſtarrten Körper belebt. Suſi, die Armen — du biſt nicht einſam — lindere die Not — hilf, wo du kannſt — alle Menſchen — ob reich, ob arm — Brüder ſind ſie — Kinder des einen Vaters“ —

— — —

Wenige Tage darauf lag der junge Schloßherr, dem die Kugel eines unglücklichen Jagdgenoſſen die Lunge verletzt hatte, unter Blumen und Lichtern aufgebahrt in der Kapelle ſeines Schloſſes.

Er war ein gütiger Herr geweſen, und der Jammer der Dienerſchaft war groß und ehrlich.

Beim Begräbniſſe folgten dem Sarge die wenigen Verwandten, vom Turm wehte die Trauerflagge, das Glöckchen wimmerte eintönig und der ſchwere, ſilberbeſchlagene Eichenſarg ſchwankte den engen, gewundenen Treppengang hinab, der zur Gruft führte.

Bald darauf ſchwieg die Glocke, die Fackeln wurden gelöſcht, die Equipagen rollten davon, und öde und ſtill lag das Schloß im weißen Brodem ſchwimmender Herbſtnebel, die aus den verfärbten Wieſen aufſtiegen wie Fetzen eines zerriſſenen Brautſchleiers. —

— — —

Der Winter zog ins Land.

Die langen, ſtillen Abende kamen, und mit ihnen wurde der einſamen Schloßfrau die Lücke doppelt fühlbar, die der Tod geriſſen hatte.

Im Zimmer brannte die rotverhangene Lampe, der ſilberne Teekeſſel ſummte traulich, auf einem eleganten Seitentiſchchen lagen Bücher und Zeitungen aufgeſtapelt. Die junge, ſchlanke Frauengeſtalt aber, in den langen, ſchleppenden Trauergewändern lehnte müde in der Ecke, ſtützte das blaſſe Geſichtchen in beide Hände und ſah mit verlorenen Blicken ins Leere.

Seit ihres Gatten Tod hatte ſie das Schloß nicht mehr verlaſſen. Sie wollte keinen Menſchen ſehen, wies allen Troſt zurück und wollte nur mehr der Erinnerung an den teuren Heimgegangenen leben. Sie ließ ſich ganz von ihrem unbändigen Schmerze beherrſchen und verſchanzte ſich hinter ihm, wie hinter einem undurchdringlichen Wall vor der Außenwelt.

Sie lebte gar nicht mehr in der Wirklichkeit; ganz eingebettet in ihre wirren, heißen Sehnſuchtsträume, ſuchte ſie unabläſſig nach einer Verbindungsbrücke mit der Geiſterwelt.

Stundenlag weilte ſie täglich an der Grabſtätte, mit der ſie einen an Wahnſinn grenzenden Kultus trieb.

Nicht nur der Schloßgärtner hatte die Aufgabe erhalten, in ſeinen Treibhäuſern die ſeltenſten und prächtigſten Blumen zum Schmucke für die Gruft zu ziehen, die junge Witwe ließ auch allwöchentlich Körbe voll exotiſche Blüten aus dem Süden kommen.

Zwiſchen den dunklen Marmorwänden der Grabkapelle erhob ſich ein rieſiger, farbenprächtiger Blumenhügel, und Tauſende von tropiſchen Blütenkelchen wehten ihren Duft ſüß und berauſchend über die Stätte des Todes.

Und wenn dann der Sekretär in Gegenwart der jungen Herrin kopfſchüttelnd die rieſigen Summen verbuchte, die dieſer fabelhafte Blumenluxus koſtete, oder ſich einige Worte höflichen Erſtaunens darüber erlaubte, dann dämmerte wohl eine leiſe Erinnerung in ihr auf an die letzte Bitte des Sterbenden.

„Du biſt nicht einſam — nimm dich der Armen an!“

Aber die von Bitterkeit überſchäumende Frauenſeele wollte davon nichts wiſſen!

Ich leide — mögen auch andere leiden, dachte ſie im brutalen Egoismus überſchwenglicher Trauer. Andern wohltun — nein — was kümmern mich die andern; wer bringt mir Troſt in meinem eigenen Leide?

Es kommt kein Heiland mehr, der die Toten erweckt, wie dereinſt des Jairi Tochter!

Ach — ſie war noch ſo kindlich, ſo ungewohnt des Schmerzes, ſo unerfahren und unerzogen vom Leben, dieſe kleine Frau!

In Glanz und Reichtum aufgewachſen, alle ihre Wünſche erfüllt ſehend, kannte ſie weder ſtrenge Vernunft, noch Selbſtbeherrſchung, noch die erlöſende Kraft des Willens.

Niemand hatte ſie gelehrt, daß wir den Verluſt unſerer Lieben ohne Groll, ohne Bitterkeit ertragen ſollen, daß wir ſie nur mit jener ſanften Trauer beweinen dürfen, die wir etwa empfinden, wenn das Tagesgeſtirn vom Horizont verſinkt, die Sonne, von der wir aber ſicher wiſſen, daß ſie zu gegebener Zeit in leuchtender Pracht wieder erſtehen wird. Sie wußte auch nicht, daß unſere Toten, losgelöſt von allen irdiſchen Banden, im Lichte wandelnd, gewiß weder Tränen, noch Bitterkeit, noch ſelbſtſüchtiges Abſchließen von der Welt wollen können. In ihrer Gottſeligkeit predigen ſie uns nur Liebe, Güte, Ergebung, Frieden. Eine überſchwengliche Verehrung ihrer irdiſchen Rechte aber würde ſicher auch nicht nach ihrem Sinne ſein ...

Und der Frühling folgte dem Winter; in dem Gemütszuſtand der jungen Frau war eine Aenderung nicht eingetreten.

Mit Beſorgnis betrachteten ihre Verwandten das krankhafte Uebermaß ihres Schmerzes und ihre Weigerung, in die Welt zurückzukehren.

Auch der Sommer kam und ging!

Die warm atmenden, gelbwallenden Aehrenfelder mit ihren Mohn- und Kornblumen, ihrem Käfergoldgeflimmer, Zikadengezirpe und Bienengeſang verwandelten ſich in öde, dürre, traumgelbe Stoppeläcker, deren Halme durch wallende Sommerfäden verbunden wurden. Durch die ſtahlhelle Luft aber, voll müder, überſatter Reife, klang eintönig das Brüllen des Weideviehes. — Im Schloßgarten entfalteten Dahlien und Georginen ihre duftige Pracht und nur ganz vereinzelt ſchwankte noch eine ſchwere Roſenknoſpe träumeriſch am Strauch.

Auf den Beeten vor dem Hauſe blühten die Chryſanthemen im ſeltſamen Zauber ihrer matten Farben.

Die junge Schloßfrau ſitzt auf einer der kunſtvoll geſchnitzten Gartenbänke und hält im Schoße eine überreiche Fülle abgeſchnittener Herbſtblumen, um daraus einen Kranz zu binden.

Ach — wie ſie gerade dieſe melancholiſchen Blüten liebte! Sie tragen das Wappenkleid der müden, ſterbenden Jahreszeit. Die grellen Tinten des Sommers, die lachenden Farben des Frühlings haben ihr ſo weh getan — aber die Chryſanthemen — ſilberweiß, lila, gelb, amethyſtfarben — ſtehen da mit traurig geſenkten Häuptern, als erwarteten ſie den Tod. —

Der Kranz iſt beendet und zur Zufriedenheit der Binderin ausgefallen.

Mit beiden Armen hebt ſie ihn prüfend nochmals in die Höhe als das Geräuſch einer laut ſcheltenden Stimme ganz in der Nähe ertönte.

Die Schloßfrau legt den Kranz beiſeite, ſpringt auf und will entfliehen. Der Anblick von Menſchen iſt ihr immer noch verhaßt.

Aber es iſt ihr, als hielte ſie eine geheimnisvolle Macht zurück; wie feſt gebannt — kann ſie nicht anders, als ſtille ſtehen und lauſchen.

Und jetzt iſt es wieder da — erſt eine weinende, bittende, weiche Kinderſtimme, dazwiſchen rauhe, kalte, zurechtweiſende Worte aus Männermund. „Diebesgeſindel freches!“

„Lieber Herr, ich habe ja nicht gewußt, daß ich die Beeren nicht nehmen darf.“

„Gleich gib ſie wieder her, Lügenmaul.“

Ein lauter, klatſchender Schlag — ein Aufſchrei und bitterliches Kinderweinen folgte darauf.

Die junge Schloßfrau iſt ſchon zur Stelle und erkennt ihren alten Gärtner, der mit zorngeröteten Wangen vor zwei ärmlich gekleideten Dorfkindern ſteht.

Der alte Mann zieht erſchrocken die Mütze.

„Aber Gott — die gnädige Frau ſelbſt in der Nähe. Da hat man es wieder — keine Rückſicht nimmt das Pack.“

Und zu den Kindern gewandt, ſchrie er ſie rauh an: „Macht jetzt, daß ihr weiterkommt und laßt euch nicht nochmals erwiſchen, ſonſt —“

Die Schloßfrau machte eine ungeduldige Bewegung.

„Noch weiß ich nicht, warum du die Kleinen geſchlagen haſt —“

Sie nähert ſich freundlich dem erſchrockenen, etwa ſechsjährigen Bauernmädchen und faßte es liebreich am eiskalten, zitternden Händlein.

„Was haſt du getan mein Kind?“

Da ſchluchzte die Kleine herzbrechend auf:

„Unſer Mütterlein iſt tot und liegt drunten im Gottesacker. Alle Gräber werden jetzt ſchön geſchmückt zum Allerheiligfeſte. Nur wir haben kein einziges Blümlein für unſer Grab ...“

„Und da hat der Hansl ſchöne, rote Beeren geſehen und einige abgeriſſen ...“

So ergänzte das jüngere Brüderlein die Erzählung.

Das Mädchen aber fuhr fort:

„Er iſt ein dummer Bub und hat gemeint, weil die Büſchel ſo hinüber auf die Straße hängen, man dürfe ſie nehmen. Ich habe gleich geſagt, ſie gehören zum Schloß, aber er hat es nicht glauben wollen und nun hat uns der Mann auch wirklich geſchlagen.“

Das Mädchen rieb ſich dabei die ſtark gerötete, runde Wange energiſch.

Die junge Schloßfrau warf einen zornigen Blick auf den alten Gärtner, der ſich ganz zerknirſcht zurückzog.

Dann nahm ſie die beiden Kinder bei den Händchen und führte ſie zur Bank.

„Setzt euch ein wenig zu mir und erzählt mir von daheim. Warum kauft der Vater keine Blumen für Mütterchens Grab, wenn doch alle Menſchen zu Allerſeelen Blumen zum Kirchhof bringen, wie du ſagſt?“

Die Kleine ſchaute erſtaunt darein.

„Der Vater — o je — der iſt ja ſchon ſo lange krank, liegt im Bett und kann nichts verdienen. Aber die Stiefmutter, die gibt kein Geld her zu ſo etwas. Und hauen tut ſie uns auch oft — wenn wir Hunger haben und gar ſo viel Brot eſſen wollen ...“

„Und dann muß der Hansl ins Bett, in die kalte Kammer, wo es ſo finſter iſt und die Mäuſe herumkrabbeln. Da fürcht ſich dann der Hansl und weint ...“

Und ſo berichteten die klagenden Kinderſtimmen abwechſelnd von den Leiden ihres jungen Lebens.

Und plötzlich wird die Kleine ganz ernſt und macht eine wichtige Miene.

„Weil es uns gar ſo ſchlecht gehen tut, mir und dem Hansi da, ſo iſt mir etwas eingefallen ... ich hab an den lieben Gott geſchrieben.“

Die Schloßfrau lächelt, ſie verſteht nicht recht.

„An wen haſt du geſchrieben?“

„An den lieben Gott, der im Himmel iſt.“

„Kennſt du denn den?“

„Freilich wohl, den kenne ich gut. Die liebe Schulſchweſter hat uns ſo oft von ihm erzählt. Er hat die Menſchen gern, wenn ſie brav ſind und hilft ihnen aus der Not ...“

„Uns hat er aber nicht geholfen, gelt?“ miſcht ſich der kleine Hansl darein.

„Aber er wird uns ſicher noch helfen,“ ſagt die Kleine mit feſtem Vertrauen.

Bei dieſen Worten geht Unbeſchreibliches in der Bruſt der jungen Schloßfrau vor.

Sie reißt das Mädchen leidenſchaftlich in die Arme und küßt den taufriſchen, herzförmigen Kindermund innig.

In dieſem Augenblick verſank der ſonniggoldene Herbſttag vor ihren Augen, und ſie ſah ſich wieder im halbdunklen Gemach am Bette des Sterbenden. Und wie damals hörte ſie ſeine erlöſchende Stimme mit letzter Kraft flehen: Nimm dich der Armen an — dann biſt du nicht einſam. Den Ausblick in ein gelobtes Land, in dem auch ſie wieder Lebensfreude und Daſeinszweck finden könne, wollte ihr der Abſcheidende eröffnen, aber ſie hatte die Mahnung nicht befolgt und nicht verſtanden. Jetzt aber, da die menſchliche Not und das Bitterſte und Unbegreiflichſte was es im Leben gibt, das Leiden unſchuldiger Kinder, hoch an ihr emporbrandete, da erinnerte ſie ſich deſſen, den ſie ſo heiß geliebt und ſo maßlos betrauert hatte, ohne jedoch ſeine letzten Wünſche zu erfüllen. Vieltauſendmal in ſchlafloſen Nächten hatte ſie nach einer Brücke verlangt, nach einem Band, nach einer

Vereinigung mit dem Abgeſchiedenen. Nun war ſie gefunden.

Sei Geiſt aus ſeinem Geiſte und du biſt ihm nahe, ſchrie eine Stimme in ihrem Innern.

Und während die junge Schloßfrau die frierenden, barfüßigen, weinenden Kinder ans Herz drückte, quoll in ihrer eigenen Bruſt ein reiches, verſöhnliches, alle Bitterkeit und Traurigkeit überwindendes Gefühl auf.

Ein großes, tiefes Mitleid war in ihr erwacht, nicht mehr mit dem eigenen Leide, ſondern mit dem Jammer der Menſchheit, den ſie eben erſt kennen lernte.

Alle Güte, alle Barmherzigkeit, die in ihr wohnte, war nur unter einem Banne gelegen und begann jetzt, ſich machtvoll zu befreien.

Der Urquell alles Lebens, die Liebe, ſo lange zugeſchüttet vom Wüſtenſande der Selbſtſucht, ſprudelte heiß und mächtig wieder hervor. Wie ein Evangelium erfaßte ihr Geiſt das Machtgebot deſſen, der die Welt ſchon überwunden hatte, als er zu ihr ſprach:

„Darf deine Liebe und Sorgfalt nicht mehr dem einzelnen gehören, ſchenke ſie der ganzen Menſchheit, der Allgemeinheit. Es gibt ſo unendlich viel Schatten, Kälte, Dürre in der Welt! dahin trage die Sonne deiner Liebesfülle, leuchte, wärme, erquicke — laß dein bißchen individuellen Schmerz aufflammen und verlodern im Schmelzofen der Menſchheitsnot.“

Und alles Wirre, Ungelöſte, Rätſelhafte ihres Schickſals erſchien der jungen Witwe plötzlich in einem anderen Lichte. — Sie ſah es deutlich, Gott wollte ihrem Charakter wildeſte Schmerzen heranreifen laſſen zu einer tiefen, ſtillen Klarheit.

Und mit dieſer Erkenntnis begann für ſie ein neues Leben.

Nicht nur den beiden armen Kindern und ihrer Familie hat ſie geholfen, man ſah ſie von nun ab auch an allen Kranken- und Sterbebetten, und, wo eine Not zu lindern, eine Träne zu trocknen war, da ſuchte man ſie auf. Ihr Wirken war ein geſegnetes und bot ihr eine reiche, ungeahnte, innerliche Befriedigung.

Und als ſie dann wieder einmal an der Grabſtätte des teuren Gatten, die jetzt nur noch einfach aber geſchmackvoll mit grünen Palmen und ſelbſtgepflückten Blumenſträußen geziert war, kniete, da ſuchten ihre Augen das bronzene Heilandsbild zu Häupten der Gruft und ihre Lippen ſtammelten das Dankgebet:

„Herr, auch meine Seele lag im Todesſchlafe, du aber haſt ſie erweckt zu neuem Leben.“

Eine grausliche Geſchichte

Es war der ſchöne Tag gekommen, an dem die Rekruten zuerſt auf Wache ziehen mußten. Unter ihnen, jetzt noch militäriſchen Säuglingen, war einer, deſſen Mundwerk mit ſeiner rieſigen Einbildung in ſchönſter Harmonie ſtand.

Schon am Tage vorher, als der Feldwebel eben die Wache für die Kompagnie verteilt hatte, flüſterten ſich die alten Leute auf der Stube, wo Fritz Eibenſtrunk — ſo hieß der Rekrut — „lag“, allerlei in die Ohren und gratulierten ſich gegenſeitig, daß ſie nicht zu der unfreundlichen Gefängniswache kommandiert ſeien. Die Rekruten wurden aufmerkſam und ſpitzten neugierig die Ohren. Auch Fritz Eibenſtrunk gab ſich alle Mühe, etwas herauszukundſchaften. Jedesmal aber, wenn er den alten Leuten in Flüſternähe kam, ſchwiegen ſie oder wieſen ihn nach dem althergebrachten Rechte Ancienität barſch zurück. Eibenſtrunk aber wollte doch partout wiſſen, was die Geiſter beſchäftigte. Sobald nun ein Kamerad ſeines Jahrganges hinausging, folgte er ihm nach und drang in ihn, ihm doch mitzuteilen, was er von dem Getuſchel der alten Leute in Erfahrung gebracht habe. Aber vollſtändig wußte das keiner, der eine hatte dieſen, der andere jenen Brocken aufgeſchnappt. Unſer Fritz Eibenſtrunk aber vermochte ſich aus dieſen diverſen Angaben doch den ganzen Sachverhalt zuſammenzukombinieren und da ergab ſich folgendes: Vor etwa zwei Jahren war auf dem Gefängnishofe ein gefährlicher Raubmörder hingerichtet worden, der ſogar ſeinem eigenen Vater im Walde aufgelauert, ihn des auf einem Viehmarkt erſtandenen Geldes beraubt und getötet hatte. Der Geiſt des ungeratenen Sohnes ging nun auf dem Gefängnishofe bei Nacht spuken und griff die Poſten tätlich an. Eibenſtrunk wollte das anfangs nicht glauben, aber da er ein furchtbarer Wichtigtuer war, ſo nahm er ſich einzelne Stubenkameraden draußen auf Seite, erzählte ihnen, was er, trotzdem man gerade ihn nichts habe wiſſen laſſen wollen, in Erfahrung gebracht habe und daß doch etwas Wahres daran ſein müſſe. Er fühlte, wie ſein Anſehen dadurch ſtieg, denn einer nach dem andern ſeines Jahrganges, die von der Sache Wind bekommen hatten, baten ihn um Aufklärung, die er dann mit ungeheuer überlegenen Geſten erteilte. Dadurch brachte er ſich ſelbſt den größten Glauben an ſeiner Entdeckung bei.

Der verhängnisvolle Tag brach an, am Morgen putzten die deſignierten „Wächter“, was das Zeug halten wollte, und am Mittag zogen ſie tadellos, in der trüben Sonne blitzend und funkelnd, als Wache auf. Unſer Fritz mußte mit mehreren älteren Leuten und Rekruten auf Gefängniswache. In der Wachtſtube, wo es ſonſt ſo kreuzfidel herging, — das Gefängnis lag ziemlich weit von der Stadt ab und Reviſion kam nur ſelten — hielt diesmal eine geheime Furcht die Zungen gebunden. Die Leute ſaßen meiſt mit baumelnden Beinen auf der Pritſche und ſtarrten wortlos vor ſich hin. Es kam die Nacht, und Fritz Eibenſtrunk pochte gewaltig das Herz. Einige alte Kerls gingen für einen Augenblick hinaus, um friſche Luft zu ſchöpfen, wie ſie ſagten. Endlich — es war fünf Minuten vor eins — zog Fritz als Poſten auf, denn er hatte die erſte Nummer. Bange war er nicht, wenigſtens ſuchte er ſich das einzureden. Er ſchaute ſich um und plötzlich überlief ihn ein eiſiger Schauer. Mitten auf dem Gefängnishof ſtand eine überlebensgroße, hagere Geſtalt in langem, weißem Gewande und grinſte ihn unheimlich an. Eben bewegte der Wind leiſe die wallende Leinwand. Eibenſtrunk hielt ſein geladenes Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett wie zum Angriff entſchloſſen vorgeſtreckt. „Halt! Wer da?“ ſchrie er. Keine Antwort. Halt! Wer da!“ ſchrie er abermals. Die Figur regte ſich noch nicht, ſondern grinſte ihn immer unverwandt und zähnefletſchend an. Er rief, zum dritten Male: „Halt! Wer da? Oder ich ſchieße!“ Wiederum keine Antwort. Da war er ſicher, daß er es mit keinem Menſchen zu tun hatte, alſo war es ein — er wagte es vor Schreck ſich ſelbſt nicht zu ſagen. Dann faßte er ſich, von Stolz und Verzweiflung getrieben, ein Herz und ſtürmte mit gefälltem Bajonett auf den Spuk los. Der aber ſtieß ihn ſo furchtbar vor den Bauch, daß er glaubte, die Eingeweide müßten ihm aus dem Leibe quellen. Seine Augen verdrehten ſich und glänzten in Tränen. Da kamen die alten Leute von der Wachtſtube mit einer Laterne herbeigeſprungen und brachten „Licht“ in die dunkle Angelegenheit. Sie waren alarmiert durch den Schuß, denn Eibenſtrunk hatte bei dem Stoß ganz von ſelbſt den Abzug ſeines Gewehres losgedrückt, aber in Schmerz und Angſt den Knall überhört. Nun ſtellte ſich heraus, mit was für einem Spuk der tapfere Poſten gekämpft hatte. Es war die Pumpe, um die die alten Kerls ein Laken gehängt hatten, oben vor der kopfähnlichen Verzierung hatten ſie eine Maske befeſtigt. Der Bauchſtoß, den Eibenſtrunk empfangen, rührte von der Kugel des Pumpenhebels her. —

Aber nun war die Reihe, ſich zu fürchten, an den alten Leuten. Daß Eibenſtrunk geſchoſſen hätte, hatten ſie nicht bedacht. Wenn die Geſchichte herauskam, würden ſie ſicherlich exemplariſch beſtraft werden. Aber da gab es einen Ausweg. Sie beredeten den Poſten, bei der Vernehmung zu ſagen, er habe etwas Verdächtiges in den Büſchen bemerkt und daher geſchoſſen. Eibenſtrunk ging um ſo bereitwilliger auf ihren Plan ein, als er dann unter den Kameraden auch nicht der Gefoppte war. Geſagt, getan, Eibenſtrunk erhielt für ſein tapferes Verhalten vom Major noch obendrein ein Lob. Aber die Wahrheit kam doch unter die Leute und Eibenſtrunk, wegen ſeines großen Mundwerkes überall wenig gelitten, wurde nun erſt recht verulkt. Er aber wehrte dann meiſtens ganz ſtolz ab: „Macht es doch nach! Man kann ſich blamieren wie man will, man muß ſich bloß wieder herauszuwickeln verſtehen.“ Im übrigen aber renommierte er doch etwas weniger.

Splitter und Schnitzel

Die Rache iſt die Erinnerung an das Böſe. Die Verzeihung des Böſen iſt die Rache des Guten.

—

Was iſt Erfahrung? Eine kleine Hütte, gebaut mit den Trümmern goldener und marmorner Paläſte, die man unſere Enttäuſchungen nennt.

—

Zwiſchen der Zeit, da man jung — und der, da man zu alt — iſt wenig Zwiſchenraum. (A. Friedmann.)

—

Jeder Irrtum iſt nur die Kehrſeite einer Wahrheit.

—

Der Dumme widerſpricht, der Philoſoph widerlegt, der Weiſe — ſchweigt. (F. Schrönghamer-Heimdal.

—

Jemand ſagte: Ich kenne die Männer gut, denn ſie wollen alle dasſelbe. Die Frauen kenne ich weniger, denn ſie wiſſen nicht, was ſie wollen.